

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

8] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred Peuker

Elias dachte an die Geschichte der ersten Jahrhunderte des Christentums, an seine Streitigkeiten, seine Konzile, seine Eroberungszüge gerade in diesem Lande, dann weiter an all' das zu St. Jean d'Acre im Namen des Nazareners und Jerusalems vergossene Blut, an all' die fränkische Ritterschaft, an alle Paladine und Kreuzritter, die wie Mönche beteten, wie Löwen kämpften und wie Märtyrer starben.

Umsonst all' dieser Heldenmut, ausgelöscht die ganze glühende, inbrünstige Begeisterung! Nichts übrig geblieben von allem, als hie und da ein rostiges Helmstück, das Rosseshufe wieder ans Tageslicht brachten. Oder aber am Dorfeingang unter einer schattigen Sycomore ein als Tränke dienender alter Stein-Sarkophag mit dem Malteserkreuz im Schilde, an dem die muselmanischen Frauen beim Füllen ihrer Wasserschläuche die nackten Beine rieben.

Schließlich schwieg auch der Islam, und es ergriff das Wort das Heidentum in seiner schönen, unvergänglichen Sprache, durch die ungeheure Menge seiner Tempel und durch die Mut und Kraft seiner in Stein gemeißelten Göttergestalten.

Nun traf Jamains kleine Karawane oft bei Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang Beduinenstämme an, welche auf ihren Dromedaren nach einem altertümlichen Ritus ihren Gott, die Sonne, anbeteten.

Wenn aber Cäcilie das Verschwinden sichtbarer Kennzeichen des Christentums beklagte, so freute ihr Gatte sich beinahe darüber, indem er den Triumph dieses heidnischen Landes mit dem seiner Zärtlichkeit verglich, die sich nun endlich, falscher Scham und falscher Strupeln ledig, dem Naturgesetz und menschlichen Bedürfnissen gemäß frei ergießen durfte. Und hinter seinem Damascener-Schleier, dessen bunte Seidenpompoms bei jedem Schritt seines Pferdes tanzten, gab er sich glühenden Träumen hin.

Als sie eines Abends an den Ruinen einer alten Kirche vorbeikamen, rief Cäcilie:

Elias, begreiffst Du eine solche Gleichgültigkeit im eigenen Vaterlande des Glaubens? Mein armer Vater wird sehr betrübt sein, wenn ich ihm dieses schreibe, und mehr als je bedauere ich, daß Du kein Missionar bist. Wie herrlich wäre es, diese Kapellen wieder aufzubauen und den Unglücklichen hier, die ihre Sünde und ihr Elend nicht einmal ahnen, das Evangelium zu predigen. Du hast doch Theologie studiert, warum also sollten wir beide die Heiden nicht bekehren können?

„Befehle mich zunächst, kleine Diakonissin,“ sagte Elias verliebt, während er sein Pferd dicht neben das ihrige trieb. „Du scherzest, aber Du hättest es wirklich recht nötig, denn im Grunde genommen seid Ihr Katholiken auch nichts anderes als Götzendiener,“ erwiderte sie verkehrt.

„Jawohl, weil wir solche kleinen, bösen Heiligen, wie Dich, anbeten. Doch sieh'! Du weißt ja, daß Dein Mann alles will, was Du willst, daß er alles glaubt, was Du glaubst, und daß er sogar Pastor würde, wenn . . .“

Er hatte sie um die Taille gefaßt und flüsterte ihr den Rest des Satzes mit einem Kuß ins Ohr.

„O Elias,“ sagte sie vorwurfsvoll und errötend, ohne ihm jedoch ihre Lippen zu entziehen.

Doch der übernatürliche Glanz ihrer Augen war verschwunden.

9.

Sie waren in Baalbed.

Zwei Tage schon lagerten sie angesichts der Ruinen, ohne ein weiteres Vordringen zu wagen, überwältigt von dieser titanenhaften Großartigkeit, die Jahrhunderten Trost bot.

Cäcilie sprach nicht mehr vom Christentum; kaum las sie noch in ihrem Testamente. Zum erstenmal begriff sie, daß außer dem ihrigen noch ein anderer Gott existierte, dessen Ur-

sprung sich im Dunkel der Vergangenheit verlor, dessen Geist jedoch mächtig und befruchtend genug gewesen war, zum Bau solcher Tempel zu begeistern, die noch immer Stand hielten, während schon überall umher die Kirchen wankten.

Jesus erschien ihr dadurch verkleinert und sein Schatten, der die galiläischer Ebenen und Genezareth's Berge erfüllt hatte, glitt jetzt an ihren Augen vorüber, winzig wie der Schatten der Hirten, welche um die Felsblöcke schlichen; und die Worte des Evangeliums, auf denen ihr Glaube ruhte, kamen ihr leicht wie Federn im Winde vor, hier, angesichts des Zeugnisses dieser Pfeiler, die sich gigantisch, siegreich, ewig der Sonne entgegenredeten, deren Kult sie verherrlichten.

Die Sicherheit, mit der sie sich die Führung ihres Mannes angemacht hatte, verließ sie plötzlich. Zum erstenmal fühlte sie sich unsicher, schwankend, verloren vor diesem ungeheuerlichen Unbekannten, und von geheimem Grauen erfaßt, wandte sie sich schutzsuchend an Elias.

Am dritten Tage besuchten sie die Tempel.

Ah! Wie liebte er sie da, als sie sich verschüchtert an ihn drückte, als ihre scheuen, bangen Augen ihn fragend anblickten, als ihr halbgeöffneter Mund ängstlich auf seine Antworten lauschte und ihre Füße im Schutt zögernd seine Fußtapfen suchten, um dort sicher aufzutreten.

Er berauschte sich an der Größe der Ruinen und der Hilflosigkeit seiner Frau. Das Heidentum, das diesem Boden entströmte, stieg ihm zu Kopf und begeisterte seine Liebe. Vor seiner glühenden Einbildungskraft belebten sich die entschwindenden Jahrhunderte wieder, und von der Macht dieser Beredsamkeit unvermerkt mit fortgerissen, folgte Cäcilie ihm stolpernd hin zum Zaubergarten, wo er vom Mythenpalier goldene Legendenfrüchte pflückte.

„. . . Hier streckte der Tempel weit hinaus in die Wüste seine langen Marmorprophyläen, durch welche der vom Roten Meere herkommende Morgen Sonnengott auf feuchten Sohlen nahte.“

„Dort, auf jenen Wällen, die so ausgedehnt sind wie Weinhäuser, opferten vierhundert Sklaven Baals vierhundert Stiere dem Mittagssonnengotte, dessen feurige Zunge nur dann schwieg, wenn sie ihren Durst in Blut gelöscht hatte.“

„Und hier wieder, am Rande dieser Terrasse, die nach Westen zu geht, heulten die nackten und von Geschmeide klirrenden Priesterinnen des Abendsonnengottes wie Hyänen, um alle anzulocken, die der Liebes hunger peinigte.“

Cäcilie bebt vor Grauen.

„Genug, Elias, genug! Höre auf, ich bitte Dich, wie schrecklich, wie abscheulich!“

Doch er riß sie weiter mit sich in den Wirbelsturm seines Enthusiasmus. Er fühlte die Kraft eines Helden und die Inspiration eines Gottes in sich.

Er zog sie über die Steinblöcke zu sich empor, er kroch mit ihr im Schutt, ihre bebenden Lippen küßend, und sie an sein Herz drückend, kletterte er mit ihr die schwankenden Stufen empor. Ueberall verstand er die Vergangenheit wieder zu beleben, überall ihre Geheimnisse zu entschleiern. „Das dort war das Heiligtum von Baalat, der Gemahlin Baals, dort von Tanit, Baals Abglanz; von Martat, Baals Antlitz; von Samoun, Baals Thron; von Eshmoun, Baals Wagen; von Moloch, Baals Bauch. Hier stand vielleicht der Tempel Sators, der schwarzen Venus; dort herrschte Admonz, der Herr der Dämmerung, und dort erhob sich ohne Zweifel das Heiligtum der syrischen Göttin, der Ungenannten und Unnennbaren, die zugleich Mutter und Sohn, Mann und Weib, sanft und grausam war, deren Antlitz keiner geschaut, deren Mysterium keiner ergründet hat.“

„Sei still, Elias, sei still! Du lästerst,“ hauchte Cäcilie entsetzt.

Doch er riß sie weiter mit sich fort, bis in den wahren Tempel der Sonne, des Baal der Baals. Er war kreisförmig, ohne Dach, von mächtigen Säulen gebildet, und von einer Höhe, daß sein Anblick fast Schwindel erregte.

Die Nischen rund umher waren leer, die Opferaltäre zerfallen. Beschädigte Statuen lagen auf der Erde, und zerbrochene Säulen, die wie gefällte Niesen aussahen, waren von Nesseln überwuchert.

Elias und Cäcilie ließen sich auf einem Kapitälfragmente nieder.

Sie war vom Unbekannten überwältigt, er von Bewunderung erschöpft.

Geradeaus fiel ihr Blick durch verfallene Gewölbebogen auf Cyclopmauern, auf denen die dort weidenden Ziegen klein wie Fliegen erschienen. Auf einem etwas näher liegenden, ungeheuer großen Tempelhofe wirkte das Zelt eines Beduinen nur wie ein kleiner gelber Fleck. Und der aus weiter Ferne herüberdringende Klang einer Sirtenschalmei hörte sich wie Heimchenzirpen an.

Ueber ihnen, in unberechenbarer Höhe, fiel das Sonnenlicht durch eine ovale Oeffnung ein und hatte mit seinen vollen, befruchtenden Strahlen zwischen den Trümmern des Tempels eine wilde Vegetation hervorgebracht.

Cäcilie schmiegte sich dicht an Elias.

„Ach, all' dies ist so großartig, aber es erschreckt mich. Auch Du machst mir Angst, Elias. So habe ich Dich noch nie gesehen. Du bist ganz verändert. Deine Stimme bebte, Dein Auge strahlte, Du scheinst unter diesen Götzenbildern zu wachsen, während mich diese Grotte zu Boden drücken. Wenn Du von Ihm sprichst, hast Du nie diese Art. Ich verstehe Dich nicht mehr und doch muß ich Dir lauschen. Warum aber verherrlichst Du diese heidnischen Ungeheuer? Was begeistert Dich an ihnen? Ist's der schreckliche Baal oder die schamlose Astarte?“

„Liebling, bei diesen Gottheiten gibt es nichts Schreckliches und nichts Schamloses. Es sind die Symbole der Naturkräfte; Baal ist die Sonne, Astarte der Mond. Die Sonne bringt Leben hervor, der Mond erweckt die Liebe. Was aber gibt es wohl Göttlicheres als Leben und Liebe, meine süße Cäcy?“

Und sich zu ihr neigend, bog er ihren Kopf sanft zwischen den Händen hintenüber und bedeckte ihr reizendes Gesicht, sowie den bloßen Hals mit raschen, tollen, wilden Küffen.

Sie zitterte und ihre Augen trübten sich.

„Nein, nein! Laß mich, Du bist ein ganz anderer. Du machst mir Furcht! Fort von hier!“

Sie riß sich los und wollte fliehen. Da erschien plötzlich zwischen den Trümmern, halb lächelnd, halb schüchtern ein Beduinenkindchen:

„Watschisch! Watschisch!“

In seinen kleinen, von Henna geröteten und mit Silberreifen behängten Händchen reichte es ihr ein Thymiansträußchen hin.

Mit seinen wirren Haaren und seinen übergroßen, im Glasse, kleinen Gesichtchen wie ein paar Kohlen glühenden Augen hatte es wirklich das Aussehen einer zwischen Ruinen entsprossenen Tropenblüte.

Cäcilie sprang rasch vor und riß die Kleine in ihre Arme.

Diese ließ es sich, ohne Zweifel in der Hoffnung auf ein beträchtlicheres Watschisch, ruhig gefallen; aber ihr kleines, wildes Herzchen packte dabei so stürmisch, daß man sein Klopsen deutlich wahrnehmen konnte.

„Arme Kleine,“ sagte Cäcilie, sie sanft auf ihren Knien wiegend, „sie hat vor uns ebenso große Furcht, wie ich vor diesen Götzen.“

Mit zärtlichen Blicken betrachtete Elias beide.

„Sieh', Cäcilie, dieses zarte, gebrechliche, kleine Geschöpf, das Du in Deinen Armen hältst, ist wahrer als alle Dogmen, unsterblicher als alle Götter.“

Er neigte sich zu der Kleinen, und seine Lippen trafen sich mit denen seiner Frau auf diesen gebräunten, kleinen Wangen, die nach Kindheit, Thymian und Sonne dufteten.

Plötzlich brach Cäcilie, von einer geheimnisvollen, süßen Bewegung überwältigt, in Tränen aus.

Die kleine Beduinin sprang, mit einer Silbermünze zwischen den Zähnen, fort. Cäcilie aber, die ihrem Gatten an die Brust gesunken war, verbarg ihr Gesicht und flüsterte mit hochgehender Brust, während sie ihre Arme um Elias Nacken schlang, zum ersten Male:

„Elias! Ich liebe Dich!“

Im Uberschwange des Glückes taumelte er zurück, dann aber preßte er sein Weib innig, selig an sich.

10.

Von da ob begann für Elias erst die eigentliche Hochzeitsreise.

Jetzt schwand auch seine im Entstehen begriffene Feindseligkeit gegen die religiösen Ideen seiner Frau, je weniger diese davon sprach.

Der leidenschaftliche Mystizismus seiner Kindheit erwachte wieder in ihm. Er erinnerte sich seiner einsamen Nächte, da seine Arme sich nach der hohen heiligen Stadt

ausgestreckt und seine nach Liebessungen hungernden Lippen die rätselhafte, faszinierende Formel gemurmelt hatten:

„D Jungfrau, Tochter Zions, glücklich der Sterbliche, der im Schatten Deiner Mauern ruht.“

Nun fand er Gefallen an der Einbildung, jene religiöse Jubrust sei nur eine unbewußte Ungebild gewesen, die ihn mit magnetischer Gewalt zu Cäcilie hingezogen; daß er sie erwartet hatte, ohne sie zu kennen, und daß ihre Vermählung im „Lande der Verheißung“ nur die Erhöhung der Gebete ihrer frommen Jugend sei.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

— Lüttje Lagen. Wer die Straßen Hannovers durchwandert, erblickt nicht selten, so lesen wir in der Sprachede des „Allg. dtsh. Sprachvereins“, am Neuhern von Schankwirtschaften „Lüttje Lagen“ angepriesen. Natürlich sind sie ein Getränk. Heute nämlich — in früherer Zeit war das anders. Zunächst war die altdeutsche lagella überhaupt kein Getränk, sondern ein Faß, das nebenbei weit edleren Stoff enthielt, als die lüttje Lage unserer Zeit. In des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig Drama vom Bramarbas Vincentius Ladislaus (V. 2) wird ein Lagel voll Masvaster geleert, und auch in Fischarts Eulenspiegel (9527) wird Wein aus Lageln gezapft. Wenn freilich in Fischarts Gargantua von den Höflingen auch schon „uß der winlageln“ gepiffen wird — und zwar hatten diese „guten aden, das sie wol weidlich pffissen“ — so geht daraus hervor, daß bereits zu seiner Zeit — im 16. Jahrhundert — das Wort auch in der Bedeutung Flasche erscheint, und zwar einer enghalsigen und dickbauchigen, wie sie der der lagella zugrunde liegenden römischen lagoena entspricht. Von hier aus bis zum Glase konnte nur ein kleiner Schritt sein. Von Stufe zu Stufe: Aus dem Lagel ist eine Lage geworden, aus dem Trintgefäß die Bezeichnung des Getränkes, das in ihm verabreicht wird, und aus dem Weine — ein Gemisch von Bier und Branntwein. Nur das „pfeiffen“ ist daselbst geblieben. Volkstümlich wird auch heute noch „einer gepiffen“. Einen Niedergang aber hat es doch auch zu verzeichnen. In der angeführten Stelle Fischarts pfeifen die Höflinge „uß der winlageln“, und auch wenn Luthers größter literarischer Gegner, Thomas Murner, in seiner Narrenbeschwörung (Anfang des 16. Jahrh.) sagt:

„Die man findt fleischen (= Säuser) heß gemein,

Wen sy den wynn in dem halß gryffen,

Noch wendt (= wollen) sy us der fleischen (= Flasche) pffhen“, so meint er damit dem Weingenuß Ergebene. Heute dagegen wird das Wort lediglich vom Branntweintrinker gebraucht. Wie es zu der Bedeutung trinken überhaupt gekommen ist? Doch wohl infolge des alten Brauches, nach welchem man, wie es bisweilen auch heute noch geschieht, am Rande der Flasche — denn an ein Trinken aus dieser ist zunächst immer zu denken — mit dem Munde einen pfeifenden Ton hervorbrachte, ehe man aus ihr trank. Das Pfeifen selbst aber hatte vielleicht von Haus aus einen sehr praktischen Zweck: bei undurchsichtiger Flasche konnte man aus dem Tone, den sie von sich gab, auf die Höhe oder Tiefe ihres Inhaltes schließen. Da der, welcher pfißt, auch trank, ist der Begriff pfeifen sehr natürlich in den des Trinkens übergegangen. —

— „Pleitegeier“. Der „Frankf. Z.“ wird geschrieben: In einem Parlamentsstenogramm begegnete uns kürzlich der Ausdruck „Pleitegeier“ und der Abgeordnete, der ihn gebrauchte, scheint sich einen symbolischen Vogel dabei gedacht zu haben, denn er sagt: „Da sitzt der Pleitegeier schon oder bald auf dem Dache“. Verführt hat ihn das Wort „Geier“, allein mit der Raubvogelart hat der Ausdruck nichts zu tun. „Pleite“ finden wir in den Wörterbüchern als ein jüdisch-deutsches Wort für Bankrott, aber Pleite nach polnischer Aussprache, sonst auch „Plete“, heißt nicht Bankrott, sondern Flucht und da Bankrotteure mitunter flüchtig werden, so hat sich in den Kreisen, in denen das Jüdischdeutsch gesprochen wurde, eingebürgert zu sagen: „der ist pleite gegangen“, wenn jemand bankrott wurde. „Pleite gehen“ wurde nach und nach immer mehr ein Synonym für zahlungsunfähig werden, gleichviel ob flüchtig werden damit in Verbindung stand oder nicht. Während man in manchen Gebieten „plete“ sagte und also auch „pletegehen“ für flüchtig werden, hat sich im Osten und in den Gebieten, wohin Juden aus dem Osten kamen, das Wort „pleitegehen“ erhalten und man hat das „gehen“ ganz so wie pleite zu pleite zu „gehen“ umgestaltet. Der flüchtige oder der Bankrotteur in allgemeinen wurde also „Pleitegeier“ genannt, aber nunmehr trat wieder die deutsche „Sprachreinigung“ hervor und machte aus dem Pleitegeier (Pletegeier) den Pleitegeier. —

st. Einmauerung lebender Menschen. Die barbarisch-abergläubische Sitte, neue Bauwerke durch Einmauerung lebender Menschen einzuweißen, vermutlich um durch solches Opfer die Götter von Schädigung der Bewohner abzuhalten, war im Altertum weit verbreitet. Die grundgelehrte Engländerin Miß Agnes Smith Lewis macht darüber im vierten Band ihrer „Horae Semiticae“ interessante Mitteilungen. Der Wiener Professor Sellin fand bei

seinen Ausgrabungen in der Ebene Jesreel (Palästina) unter Tempeln und öffentlichen Gebäuden, sowie unter zehn Privathäusern menschliche Skelette. Auch bei der Ausgrabung von Gezar, in der Nähe von Jerusalem, durch einen englischen Forscher wurden unter den Grundmauern mehr als ein Duzend Skelette von Erwachsenen und Kindern gefunden. Nach den biblischen Büchern der Könige (I, 16, 34) hat der Wiederaubauer der von den Israeliten einst zerstörten Stadt Jericho bei der Grundlegung seinen Aeltesten und bei der Errichtung der Stadttore seinen Jüngsten eingemauert. Belege für diese Sitte werden noch angeführt aus Dahomey, Siam, Tenasserim, Kambodscha, Schanghai, Alaska, Japan, Pendschab, Persien. Desgleichen aus der westlichen Halbtugel; der Tempel in Sangamoa (Columbia) steht über lebendig eingemauerten Menschen; ein Palast in Bogota über eingemauerten Mädchen. Auf den Festschiffen sah der Reisende John Jackson, wie Sklaven in die Löcher springen mußten, die für die Eckpfosten eines für den Häuptlingssohn bestimmten Hauses gegrahen wurden; Erde wurde über die Sklaven gehäuft, worauf die Pfosten eingestekt wurden. Auch die antiken Griechen und Römer machten keine Ausnahme. Alexander der Große opferte ein Mädchen bei der Gründung Alexandriens, der Kaiser Augustus eine Jungfrau Gregoria für Ancvra, Tiberius eine Jungfrau Antigone beim Bau des Theaters in Antiochien, desgleichen Trajan die Kalliope, als die genannte Stadt nach einem großen Erdbeben wieder aufs neue erbaut wurde. Eberhard Nestle führt weiter an (nach Lassaulx): Spuren desselben Gebrauches seien beobachtet worden in Kopenhagen, im Kloster (!) Maulbronn in Württemberg, in Slutari (Kleinasien), an der Straßburger Kathedrale, an einem Schloß in Romgorod usw. Noch 1841 glaubten die Leute in Halle a. S., daß ein Kind in die neue Elisabethenbrücke eingemauert werden würde. —

Kunst.

Die Neuerwerbungen des Kupferstichkabinetts, die im Neuen Museum ausgestellt sind, zeigen eine gute Auswahl von Proben graphischer Kunst.

Von englischen Künstlern ist überwiegend Shannon vertreten. Er gibt dem Steindruck eine Leichtigkeit der Erscheinung, die ihn einer schnell hingeworfenen Zeichnung gleich macht, die mit verwickelten Konturen arbeitet. In Hell- und Dunkelherausgearbeitet sind, zeigt er eine weiche und breite Behandlung. Dann sind noch Landschaften von Bone da, die in kleinstlicher Manier grazios einen Ausschnitt der freien Natur oder der Stadt geben.

Von Franzosen sehen wir Rodin, der etwas pathetisch veraltet erscheint, Fantin-Latour, der schwülstig und affektiert wirkt und Carrière, der zartere Nuancen ineinandergehender Töne liebt. Dagegen erscheint Manets kühl überlegene Kunst in günstigem Licht. Er hat von den Japanern den Reiz der Linie kennen gelernt. So zeichnet er auf grauem Grund (Radierung) einen Kopf in leichtflüssiger Linie hin, die nur den Umriss gibt.

Schweden wird durch Larsson und Gallén repräsentiert. Gallén, eigentlich Finnländer, hat einen frischen, derben Mädchentyp hier. Larsson, der immer so persönlich und echt ist, zeigt eine ganze Reihe Alte, die fest, sicher und doch leicht gezeichnet sind. Eigener erscheint er in Porträts, die in treffender Weise Subjektivität des Künstlers und Objektivität des Objekts vereinen, die sachlich sind und doch ganz persönlich gesehen sind.

Auch Deutschland ist reichhaltig vertreten. Von Karlsruher Künstlern, die in der Graphik eine Rolle spielen, sehen wir eine breite Arbeit Hauweissens, eine Radierung, die einen Landmann auf dem Ackerrand sitzend zeigt. Eisenwerth pflegt den farbigen Holzschnitt, der mit den Hell- und Dunkelherausgearbeiteten Shannons Berührungspunkte hat, und die farbige Radierung. Schmußers volle, reife Radierung zeigt sich vornehmlich in großen Porträts, die voll schöner dunkler Töne sind, von vorteilhaftester Seite. Desgleichen Andri in farbigen Entwürfen und Henneberg. Die farbigen Radierungen von A. Liebmann sind weich im Ton und behalten im Farbigen den Vorzug der Radierung, die Wärme der Töne. Von Käthe Kollwitz hat die Nationalgalerie eine ganze Reihe Radierungen angekauft. Die ernste Kunst dieser Persönlichkeit zeigt die charaktervollste Prägung. Im Zeichnerischen zuverlässig, im farbigen Spiel von Licht und Schatten abwechselungsreich, sind die Blätter noch insofern von Bedeutung, als sie neben diesen technischen Vorzügen ein Bekenntnis der sozialen, tiefen Anschauung der Künstlerin darstellen. Nur sie hat diesen wie eine Anlage wirkenden Typus des einsamungsreichen Lebens der Arbeiterfrau so rücksichtslos hingeschrieben. In der ganzen deutschen gegenwärtigen Kunst können wir nach dieser Herbeizug und Kraft finden. Es ist ein eigener Stil darin, der aber nie gewaltsam herbeigezogen ist. Kollwitz holt ihn aus dem Objekt selbst immer neu. Vorzüglich ist das Bildnis einer alten Frau; nur Hände und Gesicht heben sich martig heraus, das übrige, das Kleid ist nur in Umrissen gegeben. Die fabelhafte Wucht des Bauernkriegs erstreckt hier in kräftigsten Strichen, zugleich malerisch äußerst lebendig. In dunkle Spalten führt uns die Künstlerin, die von mattem Licht erhellt sind; ungewiß bleiben die Gestalten, Reflexe und Lichter hüpfen, das Ganze wie ein Lichtquell hineinverjert in die Schwärze des Hintergrunds und hier und da gespenstisch aufgebellt. In dieser Künstlerin erstreckt die gute, alte Tradition der graphischen Kunst zu neuem Leben. Es ist eine feste Hand, ein leidenschaftliches Herz, ein sicheres Auge, das den Eindruck künstlerisch zusammenfügt. Von

Steinhausens schlichter, großzügiger Kunst legen einige Blätter Zeugnis ab.

So zeigt die Sammlung das Bestreben, wenigstens einigermaßen das Fazit der letzten graphischen Ausstellungen des vorigen Jahres zu ziehen. Im einzelnen läßt sich vielleicht streiten, z. B. weshalb so viel Blätter von Shannon gekauft werden mußten, wo künstlerisch alle gleichwertig und in der Art ähnlich sind. — e. s.

Medizinisches.

en. Die Wissenschaft vom Starrkrampf. Dr. Lothar v. Frankl-Hochwart hat in der Gesellschaft für innere Medizin und Heilkunde in Wien auf Grund eines ungewöhnlich reichen Materials einen Vortrag gehalten, der die Schicksale der Starrkrampfkranke behandelt. Nicht weniger als 160 Krankheitsgeschichten solcher Patienten sind zu den Erfahrungen herangezogen worden, wovon 55 eingehende Schilderungen enthalten. Der fünfte Teil starb an dem Leiden, und zwar meistens durch Zerstörung der Lunge, wonach zu vermuten ist, daß der Starrkrampf mehr mittelbar als Todesursache wirkt, indem er die Widerstandsfähigkeit gegen andere Krankheiten und namentlich gegen Lungenleiden schwächt. Im übrigen ist der Verlauf des Starrkrampfes, der durch einen besonderen Bazillus herbeigeführt wird, ein sehr verschiedener. Die Erscheinungen können vorübergehen, aber auch sich zu einem Zustand chronischen Siechtums verschlimmern. Auch der Ort und die Art der auftretenden Krämpfe sind sehr mannigfaltig. Sie ergreifen hauptsächlich die Hände, seltener die Beine, kommen aber auch in den Bauchmuskeln und sogar in den Augenmuskeln vor. Manche Kranke klagen über eigentümliche Krämpfe beim Gähnen. Zuweilen erstreckt sich ein sonderbares Zucken auch auf noch andere Teile des Körpers. Dazu tritt nicht selten allgemeine Nervosität, geistige Niedergeschlagenheit, Störungen des Sehvermögens und auffallende Vergesslichkeit u. a. Bei geringerem Grade der Erkrankung stellen sich nur Gefühle der Steifigkeit oder herabgesetzter Empfindlichkeit in manchen Gliedern ein oder auch ein leichter Krampf unter ganz bestimmten Umständen, nämlich beim Anlegen oder beim Strecken des Körpers oder auch bei gewissen Einflüssen und Erregung oder Abkühlung. Ein Krampf wurde vom Krampf nur dann befallen, wenn er irgend einen Gegenstand in die Hände nahm, ein anderer, wenn er die Beine kreuzte. Besondere Merkmale von mehr geringfügiger Art sind auch ein Gefühl des Ziehens in den Lendenmuskeln, Badenkrämpfe bei Streckbewegungen oder eine Empfindung der Spannung in den Gliedmaßen nach lebhaften Bewegungen. Auffallend und wahrscheinlich von größerer Wichtigkeit ist die häufige Feststellung einer Vergrößerung der Schilddrüse beim Starrkrampf. Es gibt zu denken, daß von den von Dr. Frankl bekannt gewordenen Fällen, in denen eine Heilung möglich gewesen war, keiner eine Vergrößerung der Schilddrüse aufwies, so daß die Annahme naheliegt, daß diese Erscheinung die Heilung des Leidens besonders erschwert. In jedem Fall bleibt der Starrkrampf eine recht bedenkliche Krankheit auch deshalb, weil auch nach völliger Besserung immer wieder Rückfälle zu befürchten bleiben. In einem Fall trat nach zehnjähriger Pause der Starrkrampf von neuem auf, als der Patient eine ganz unwesentlich erscheinende Verwundung erlitten hatte. Auch wenn die eigentümlichen Merkmale des Starrkrampfes gewichen sind, bleibt oft eine Art von dauerndem Siechtum zurück, das sich durch Zittern der Glieder, allgemeine Nervosität, Brüchigkeit der Nägel und Ausfall der Haare kennlich macht. Die bisherigen Forschungen haben gezeigt, daß sich nur wenige Leute von einer Erkrankung an Starrkrampf wieder erholen. —

Aus dem Tierleben.

th. Der Stichling. Im allgemeinen werden die Fische von den meisten Menschen für sehr dumme, träge und niedrig stehende Tiere gehalten, bei denen man von einer Verstandestätigkeit überhaupt noch nicht sprechen darf. In der Tat scheint Eindrücke durch die Kleinheit des Gehirnes und den geringen Grad seiner Ausbildung auch vollauf bestätigt, und namentlich wer sich bei seinen Beobachtungen lediglich an unseren allbeliebtesten und vielgequältesten Goldfisch hält, wird auch schwerlich zu einem anderen Ergebnis gelangen. Sehr erstaunt wird mancher daher sein, wenn er bei vielen Arten dieser für so unintelligent geltenden Tiere eine weitgehende Sorge der Eltern für ihre Kinder findet. Es ist bekannt, daß die Mehrzahl der Fische ihren Laich einfach ins offene Wasser entleert oder im besten Falle an geschützten Uferstellen von Sees oder Flüßen ablegt. Ganz anders unser gemeiner Stichling, der in seiner Lebhaftigkeit und Aufgewecktheit überhaupt einen der amüsantesten Aquariendwöhner darstellt. Das Verbreitungsgebiet des Stichelstichs, wie er im Volksmunde genannt wird, erstreckt sich über den größten Teil von Europa und in den meisten Gegenden Deutschlands gehört er zu einem der häufigsten Fische, der selbst in dem kleinsten Tümpel zu finden ist. Kennlich ist der Stichelstich vor allen Dingen an einigen freien Klossenstrahlen, welche zu spitzen dolchartigen Stacheln umgewandelt sind, und die er so geschickt als Waffe zu gebrauchen versteht, daß der kleine kaum zehn Zentimeter lange Kerl selbst von größeren Raubfischen gescheut wird. Zu Beginn der Laichzeit, im April oder Mai, baut das Männchen aus Pflanzenfasern ein röhrenförmiges Nest, in welches das Weibchen seine Eier ablegt. Bisweilen findet man das Nest zwischen den Stengeln von Wasserpflanzen verborgen aufgehängt, häufiger aber wird es noch der größeren Sicherheit halber tief im lockeren Sande des Bodens eingegraben, so daß nur die eine Öffnung zu sehen ist.

Während sich weiterhin die Mutter um das fernere Schicksal des Nestes und der Eier nicht mehr kümmert, beginnt jetzt für das Stachelnännchen eine verantwortungs- und aufopferungs-volle Tätigkeit, der es sich, ohne je vom Plage zu weichen, willig unterzieht. Unermüdet sieht man den Vater über die Sicherheit des Nestes und das Gedeihen der heranwachsenden Jungen wachen. Oft sieht das Männchen stundenlang über dem Eingange zum Neste und schielt den Eiern durch feine zitternde Bewegungen seiner Brust-flossen einen ständigen Strom neuen, ungebrauchten, sauerstoff-reichen Wassers zu. Mit erstaunlichem Mute weiß das unerfahrene Tierchen aber auch jeden feindlichen Ueberfall abzuschlagen und selbst größere Räuber ziehen sich vor seinen wütenden Angriffen und den drohend aufgerichteten Stacheln schleunigst zurück. Die gleiche Sorgfalt, welche der Stachelnski den Eiern und dem Neste zollt, bringt er auch späterhin noch den ausschließenden Jungen entgegen. Erst wenn sie so weit selbständig geworden sind, daß sie seines Schutzes nicht mehr bedürftig scheinen, vermindert sich sein Interesse, und die erwachsenen Stacheln tun gut, sich nicht in das Revier ihres Vaters zu wagen, da er sie jetzt in rücksichtsloser Weise behandelt und mit seinen Stacheln bedroht. Ueberhaupt sind die Stacheln recht freilustige und unverträglich Gesellen, und namentlich in der Brutzeit führen die Männchen wilde Kämpfe auf, die häufig erst mit dem Tode des einen Duellanten ihr Ende finden. In anschaulicher Weise schildert Evers ein derartiges Duell. „Gefährlich genug sieht solcher Zweikampf aus, namentlich wenn zwei eiferfüchtige Männchen sich minutenlang in blitzschnellen Bewegungen umkreisen. Scheint dann gerade die Sonne durchs Wasser, so bliken Stacheln und Schuppenkleid wie Waffen und Nüstungen. Meistens geht es wie auch bei den Kämpfen der Strand-läufervögel ohne ernste Folgen ab: der schwächere Teil ergreift endlich die Flucht, verfolgt von dem wütenden Sieger, bis er über die Grenze von dessen Gebiet heraus ist, und sicheren Unterschlupf gefunden hat. Mehrfach sah ich, wie ein Verfolgter, wenn er in größter Not war, plötzlich anhielt, sich seitwärts legte und dem Verfolger den Bauchstachel drohend entgegenstreckte. Meistens ließ dann der Gegner ab, und kehrte um; zuweilen aber fuhr ein besonders erbitterter Kämpfe sogar auf den Stachel los und packte ihn mit dem Maule, wahrscheinlich um ihn herauszureißen; da dies, soweit ich gesehen, niemals gelang, so stand der Sieger nun endlich im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit vom Kampfe ab.“ Andere Beobachter versichern, daß die Tiere sich sogar töten, und es im Aquarium gar kein seltener Fall wäre, daß kleine und schwächliche Exemplare einfach aufgefressen würden. Auch gegen andere Mitbewohner des gleichen Beckens benimmt sich der Stachel recht un-verträglich und duldet nicht, daß ein anderer Fisch in seinen Bereich kommt. Ja hier erweisen sich gerade die Weibchen als die Haupt-störenfriede, welche kleinere Fische ohne Unterlaß verfolgen und ihnen kaum einen Augenblick Ruhe gönnen. Wenn man zuerst mehrere Stachelnski in ein leeres Wasserbecken setzt, so herrscht anfangs ein allgemeiner Kampf. Erst allmählich, manchmal währt es mehrere Tage, tritt Ruhe oder wenigstens Waffenstillstand ein. Dann hat sich nämlich jeder einzelne eine bestimmte Ecke des Aquari-ums erkämpft, in der er sich ruhig aufhält, so lange nicht ein anderer einen Einbruch in sein Reich versucht. —

Astronomisches.

Die Atmosphären des Uranus und Neptun sind, der großen Entfernung der beiden Planeten wegen, bisher nur wenig erforscht. Das einzige Hilfsmittel für derartige Forschungen ist bekanntlich die Spektralanalyse. Da die Planeten das auf sie fallende Sonnenlicht zurückstrahlen, so muß ihr Licht dem der Sonne ähnlich sein; Abweichungen vom Sonnenspektrum müssen auf die Zusammensetzung der Atmosphäre der Planeten zurückgeführt hat. Die Photographien der Spektren wurden mit Hilfe müssen, um in das Rohr des Astronomen zu gelangen, einmal von der Sonne kommend, um den Planeten oder auch die ihn um-lagernden Wolkenschichten zu erreichen, ein zweites Mal, um, vom Planeten zurückgeworfen, zur Erde zu gelangen. „La Nature“ be-richtet nun über neuere Arbeiten auf diesem Gebiete, welche der amerikanische Astronom W. M. Slipher mit Hilfe der Riesen-instrumente des Lovell-Observatoriums in Flagstaff, Arizona, ausgeführt hat. Die Photographien der Spektren wurde mit Hilfe äußerst empfindlicher isochromatischer Platten aufgenommen, die für die Untersuchung der Neptunatmosphäre 14 bis 21 Stunden exponiert werden mußten, eine Expositionszeit, die sich dadurch er-klärt, daß das Licht des Neptun, eines Sterns achter Größe, ohne-dies recht schwach ist und durch die starken Gläser des Instrumentes noch zum Teil absorbiert wird. Zum Vergleich mit dem Neptun-spektrum wurde gleichzeitig das wohlbekannte Spektrum eines anderen Sternes photographiert, so daß sich Abweichungen der beiden Spektren leicht herausfinden ließen. Um den Einfluß der Erd-atmosphäre auf beide Bilder möglichst gleich zu gestalten, wählte Slipher zum Vergleich einen Stern, der sich zur Zeit der Unter-suchung in fast gleicher Höhe mit dem Neptun befand. Die Unter-suchung des Neptunspektrums ergab nun die Anwesenheit einer reichlichen Menge von Wasserstoff in der Neptunatmosphäre, und außerdem scheint es, als wenn der Planet selbst eine bestimmte Art von Lichtstrahlen aussendet. Die Anwesenheit bisher unbe-kannt, vielleicht leuchtender Gase in der Neptunatmosphäre ist wahrscheinlich. Diese würden auch das erwähnte Eigenlicht des Planeten eventuell erklären können.

Die Photographie des Uranusspektrums hat, da dieser Planet ein Stern sechster Größe ist, weniger Schwierig-keiten und verlangte nur eine geringe Expositionsdauer. Als Ver-gleichspektrum wurde das des Mondes benützt. Die erzielten Bilder lassen es als wahrscheinlich erscheinen, daß die Uranusatmosphäre größere Mengen von Helium enthält; Wasserstoff ist in geringerer Menge als beim Neptun vorhanden, unbekannt Gase sind gleichfalls angedeutet. Schließlich ergibt sich aus den Untersuchungen noch, daß die Atmosphäre des Neptun viel umfangreicher ist, als die des Uranus, und daß auf beiden Planeten Wasser vorkommt. Ob solches auch auf dem Jupiter, dessen Spektrum Slipher gleichfalls unter-suchte, vorhanden ist, erscheint noch zweifelhaft. — („Prometheus“).

Notizen.

— Ein schönes Buch ist dieser Tage im Verlag von E. Gsell, Berlin, erschienen: R. Peters, Erfolgreichere Zimmer-gärtnerei. Ueberblickliche Zusammenstellung und Beschreibung der meisten im Handel vorkommenden Blüten- und Blattpflanzen, die sich zur Ausschmückung unserer Wohnräume, Fenster, Balkone, Veranden, Korridore usw. für längere oder kürzere Dauer eignen, nebst genauer Anleitung zu ihrer Pflege, Anzucht und Vermehrung im Zimmer. Mit 200 Abbildungen im Text, 2 Vierfarbendruck- und 4 Schwarzdrucktafeln nach Handzeichnungen und Aquarellen des Ver-fassers. — Leider kostet das Werk sechs Mark. —

— Das neue Drama „Meroe“ von Wilhelm v. Scholz behandelt einen freierfundenen Stoff von mythischer Färbung. —

— Adolf Klein vom Lessing-Theater ist für das Neue Schauspielhaus am Rollendorfsplatz verpflichtet worden. —

— „Casanova“, eine dreiaktige Operette von Kapeller, geht am 15. März im Central-Theater zum erstenmal in Szene. —

— Die komische Oper hat das musikalische Lustspiel „Bierpuppen“ von A. Göze, Text von R. Datta, erworben. —

— Artur Rilisch tritt am 1. April aus Gesundheits-rücksichten von der Leitung der Oper im Leipziger Stadt-Theater, die er ein Jahr lang innegehabt hat, zurück. —

o. Ein Schmie als Heldentat. Aus Paris wird berichtet: Mit einer Gage von 6400 M. für jeden Abend ist soeben der Opernsänger Rousselière, der noch vor wenigen Jahren als Schmie einen Tagelohn von 2,50 M. verdiente, für eine Tournee in den Vereinigten Staaten engagiert worden. —

— Unter dem Namen „Bergischer Ring“ hat sich nach der „Frankf. Ztg.“ in Elberfeld-Barmen eine Gruppe von Malern und Architekten zu einer Vereinigung für an-gewandte Kunst zusammengeschlossen. Der Bergische Ring hat sich die Aufgabe gestellt, die im bergischen Lande lebenden, auf dem Gebiet der angewandten Kunst in neuzeitlichem Sinne schaffenden Künstler zu einer geschlossenen Gruppe zu vereinigen. Er will auf den Kunstgewerbe-Ausstellungen mit Kollektionen vertreten sein und dadurch insbesondere dem jungen künstlerischen Nachwuchs des bergischen Landes den Weg in die Öffentlichkeit ebnen. Die Geschäftsstelle des Ringes befindet sich in der Kunstgewerbeschule in Barmen. —

— Das 724 auf der Insel Reichenau (Bodensee) gegründete Kloster beherbergte eine Zeitlang über 600 Mönche und Schüler. In seiner Blütezeit hatte es jährlich 60 000 Gulden Einkünfte, was für das 13. und 14. Jahrhundert eine kolossale Summe bedeutete. —

— In seinen ornithologischen Beobachtungen von Fiume bis zur Sahara kommt Ladisl. v. Kostka auch auf die Art und Weise, wie die Feldlerche und die sonstigen Kleinvögel über das Meer ziehen. Sie stürzen sich nämlich scheinbar kopflüßig ins Meer und fliegen dann dicht, kaum einige Spannen über dem Meerespiegel hin, was die Beobachtung ungemein erschwert. Wegen des niedrigen Fluges sind sie gezwungen, dem Wellengange zu folgen, und mimikrisieren dadurch demaßen, daß sie sehr rasch dem Auge entweichen. Selbst mittels eines guten Fern-rohres lassen sie sich nur eine kurze Zeit verfolgen. Gleicherzeit veröffentlicht derselbe Beobachter, daß in Italien und Nordafrika jeder Kleinvogel die europäisch gelleiteten Menschen flieht, während beispielsweise die Haubenlerche in der ungarischen Tiefebene sozu-sagen erst unter dem Fuße aufsteigt. Der an dem ganzen Mittel-meerbeden betriebene Vogelmord und das unsinnige Schießen auf alle Vogelgeschwärme hat es denn auch dahin gebracht, daß in Italien die Kleinvögel vielfach beim Anblick eines Menschen einen Angstschrei ausstoßen, während sie im mittleren und nördlichen Europa vielfach gleichsam zahm werden. („Globeus“).

— Ein Aufstieg mit einem Drachen. Nach einer Mitteilung der „Deutschen Zeitschrift für Luftschiffahrt“ (Strasbourg) ist der bekannte Drachenkonstrukteur Gody in der militärischen Luft-schifferabteilung in Aldershot (England) mit Versuchen über die praktische Verwendbarkeit von Drachen zum Heben von Mannschaften beschäftigt, die von gutem Erfolg begleitet sind. In einem Falle wurde der betreffende Mann, Pionier E. Mareton, auf eine Höhe von 800 Meter gehoben; eine Weile war er in den niedrig ziehenden Wolken verschwunden. —